

WERNER SCHNEIDER · MÜNCHEN

Alte Väter – Neue Väter – gar keine Väter?

Soziologische Anmerkungen zur Krise von Vaterschaft in der Moderne

»Jedem Menschen hat Gott der Herr einen Vater zugedacht, und zwar einen Vater nicht nur als Ernährer, sondern vor allem als Erzieher und noch tiefer als einen Vater der Seele, weil der Mensch ohne einen Vater nur sehr schwerlich gesund heranwachsen kann.«
Jakob David (1960)¹

»Vaterschaft ist mehr als die Folge einer spermatischen Befruchtung, Vaterschaft ist eine soziale Plastik. Und so ist die Vaterfeindlichkeit einer Kultur der Gradmesser ihrer Barbarei.«
Karl Graf Gabelin (1985)²

1. Väter, Krisen und der Zeitgeist – Eingängiges und Widersprüchliches

Wer heute, zur Jahrtausendwende, von einer Krise der Vaterschaft spricht, weiß sich einerseits im Einklang mit einem gängigen Topos (ver-)öffentlich(t)er Familienrhetoriken, der fast das gesamte 20. Jahrhundert durchzieht und der neben dem Zerfall der Familie auch und vor allem ein Verschwinden des Väterlichen beklagt oder begrüßt – je nach Gusto der hinter solchen Artikulationen stehenden ideologischen Position. Andererseits befindet er sich ebenso auf der Höhe des aktuellen Zeitgeistes, der interessanterweise im Hinblick auf die Einschätzung der Situation des Vaters in modernen westlichen Gesellschaften gar nicht jenem ansonsten so schnelllebigen Veränderungszwang unterworfen zu sein scheint, der heutzutage immer mehr sogenannten Trendscouts und Meinungs-Markt-Forschern Brot und Auskommen sichert. So ließe sich beispielsweise folgende Feuilleton->Analyse< ohne weiteres als direkte Ausformulierung und Fortsetzung von Alexander Mitscherlichs berühmter Diagnose des Verschwin-

WERNER SCHNEIDER, *Jahrgang 1960, studierte Soziologie, Psychologie und Pädagogik in München, Promotion 1993, seit 1988 als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Soziologie der Ludwig-Maximilians-Universität München tätig in den Bereichen Familiensoziologie und Medizinsoziologie.*

dens der ›Meister-Väter‹ aus den 50er/60er Jahren lesen³, die selbst wiederum für die damalige Zeit prägnant auf den Punkt brachte, was bereits davor – von der Jahrhundertwende an z. B. im Umfeld der Jugendbewegung bis in die 30er Jahre vor dem Hintergrund der Weltwirtschaftskrise – diskutiert wurde⁴: Die kontinuierliche Entmachtung und Entwertung der Väter.

»Der heutige Familienvater verschwindet morgens ins Büro, aus dem er gegen fünf Uhr heimkommt. Er kann selten erklären, was er tut, und zeigen kann er es ohnehin nicht: Eine Versicherungsanstalt ist keine Kindertagesstätte, und eine Ablage schon kaum für den verständlich, der sie führt. Der heutige Familienvater trägt nicht selten die Spuren einer Magenkrankheit im Gesicht, wenn er von seinen Vorgesetzten spricht, während der drei Minuten, welche die Mikrowelle für das Abendessen braucht. Wenn er nicht magenkrank von seiner Arbeit redet, dann existiert sie gar nicht, außer in den Kollegen, mit denen man grillt oder skatet. Sein Sohn zeigt ihm widerwillig Schulaufgaben, die er nicht versteht, und seine Tochter hört in ihrem Zimmer mit somnambulen Lächeln Popmusik, deren Texte er lieber nicht verstehen will. Dazu nehmen die Nachrichten vom sexuellen Mißbrauch seiner lieben Kleinen und der Vergewaltigung in der Ehe, ihm allenthalben zugeschrieben, den letzten Rest von Glorie, die seinem Stande jemals eignete. Er taugt als einer, dessen kleines Vermögen man einmal erben wird – in dessen abstrakter Form, nämlich als Geld. Aber er taugt nicht mehr als einer, der seinen Kindern die Welt erklärt.«⁵

Doch manchen Leser mag diese ›zeitgemäße Physiologie‹ des Vaters aus findiger Journalistenfeder vielleicht irritieren: Gab es nicht in den 80er Jahren (zumindest als Medienereignis) die recht kontrovers diskutierte sogenannte ›neue Väterlichkeit‹, vielen im Gedächtnis bleibend z. B. anhand jenes bis heute andauernden Booms einer neuen Mann-mit-Baby-Ikonomie und der solchermaßen symbolisch mehr oder weniger verzerrt zum Ausdruck gebrachten beanspruchten ›neuen Beziehungsqualität‹ zwischen Vater und Kind (der Vater dabei am liebsten mit nacktem Oberkörper das Baby im muskulösen Arm bergend und Jeans tragend)? Und findet man nicht in den 80er und 90er Jahren in den Literaturkatalogen immer öfter die schriftlichen Ausformulierungen einer sich (wenngleich erst langsam) etablierenden ›Männer- und Väterforschung‹, in der – in den USA akzentuierter als in Deutschland – viel von ›Recovery of Fatherhood‹, von ›Reshaping‹ und ›Rethinking‹ die Rede ist?⁶ Und noch schlichter gefragt: Gibt es denn nicht immer mehr Väter, die immer selbstverständlicher den Kinderwagen zum Spielplatz schieben oder sich den Säugling im Wickeltuch um den Bauch binden und während des Bummels durch das Einkaufszentrum das Fläschchen geben?

Wenn also jene diagnostizierte ›Vaterkrise‹ bis dato ungebrochen zuträfe, dann wäre jedenfalls nichts geblieben von dem doch noch vor kurzem

so hehr formulierten Anspruch der ›neuen Väter‹, Vaterschaft in eine alltagspraktische Form zu gießen, in der Vater-sein (nicht nur, aber vor allem von den Männern selbst) als wichtige Lebensaufgabe erkannt und deshalb aktiv und lebendig gestaltet wird, und zwar – so zumindest lautet die Programmatik – sowohl zum Wohl der Männer wie auch im Hinblick auf eine förderliche Entwicklung ihrer Kinder, für mehr Partnerschaftlichkeit in der Familie und schließlich, zu guter Letzt, für eine humanere Gesellschaft.⁷ Ja schlimmer noch: Nicht einmal mehr das Reden von einer Krise des Väterlichen würde dann eigentlich noch Sinn machen, denn die völlige Leerstelle des ›Nicht-Vaters‹, dessen einzige Spur in der Welt seine hinterlassene Barschaft bleiben wird, hieße ja letztlich nichts anderes als die endgültige Verabschiedung des Prinzips Vaterschaft. Und jene Väter auf dem Spielplatz oder im Einkaufszentrum wären folglich – in der Terminologie Jean Baudrillards formuliert – nichts anderes mehr als ›hyperreale Simulationen‹ einer in ihren Grundfesten erschütterten Männlichkeit, die sich im inszenierten Geschlechterkampf schließlich des Kindes bedient, um ... – ja warum eigentlich? – um sich für an Frauen verlorengegangenes gesellschaftliches Terrain zu entschädigen?; um sich in den ausdifferenzierten und beliebig gewordenen Oberflächen-Formen des Mann-seins im Kind selbst zu bespiegeln? ...

Sicherlich braucht man solche, eher akademisch-theoretisch anmutenden Interpretationen nicht gar so weit zu treiben, doch der bis heute, vor allem in der deutschsprachigen Literatur kolportierte Tenor zu den an- und fortdauernden Väter-Diskussionen klingt paradox genug: ›bei den Vätern hat sich etwas getan und doch auch nicht, aber auf jeden Fall noch nicht genügend!‹ Mit einem solchen Fazit, zumal sich darin bereits die Normativität und Wertbeladenheit des Themenfeldes zwischen guter und schlechter Väterlichkeit selbst offenbart, sollte man sich jedoch keinesfalls begnügen und trotzdem fragen: Wie lassen sich dergestalt verwirrende Diagnosen zueinander in Beziehung setzen? Ist es einfach das Verschwinden des Vaters, das die (deshalb immer schon erfolglose?) so widersprüchliche wie diffuse Suche nach ihm in Gang setzt und weiter vorantreibt? Und wo bleiben die Väter selbst mit ihren Partnerinnen als Mütter und wo die Kinder? Ist ihnen aus ihrer Sicht ›der Vater‹ ebenso abhanden gekommen, wie das nicht nur das Feuilleton behauptet, oder verändert er gerade seine Gestalt so, daß wir – die Wissenschaft, die Öffentlichkeit – ihn mit den gängigen, kulturell präformierten Wahrnehmungsmustern nicht mehr als Vater (an-) erkennen (wollen)? Greifen wir also das hierin angedeutete Motiv der ›Suche nach dem (krisengeschüttelten) Vater‹ auf und begeben wir uns auf dieselbe. Dabei möchte ich jedoch weder endgültige Klärungen in Aussicht stellen noch eindeutige Antworten zur Frage nach der derzeitigen Situation und der Zukunft von Vaterschaft ankündigen – vielmehr umgekehrt und beschei-

denen: Auf den folgenden Seiten sollen einige gängige Fragen umformuliert und Unklarheiten in den Vordergrund geschoben werden. Es geht darum, die uns vermeintlich so sicheren Gewißheiten zur allseits herrschenden Vaterkrise ein Stück weit zu verunklaren und vielleicht gerade dadurch die aktuelle gesellschaftliche Situation des Vaters aus soziologischer Sicht zu erhellen.

2. Ein Vater – was ist das? Vaterbild, Vaterrolle, Vateridentität

Trotz der bereits erwähnten Rede von einer sogenannten ›Väterforschung‹ ist wohl auch heute noch Herbert Schweizer im großen und ganzen zuzustimmen, wenn er vor zehn Jahren schrieb: »(...) im Grunde (...) ist die Situation des Vaters in der Familie in unserer Gesellschaft höchst unklar.«⁸ Für die, die ›terra incognita Vaterschaft‹ umkreisende, Frage: ›Wer und was ist ein Vater?‹ kann uns zunächst ein ethnologischer Blick, wie ihn z. B. die französische Psychoanalytikerin und Ethnologin Geneviève Delaisi de Parseval präsentiert, das Bewußtsein im Hinblick auf die mögliche Vielfalt kultureller Definitionen von Vaterschaft schärfen. Ihr – nach dem Vaterforschender – Streifzug durch verschiedene historische Epochen und kulturelle Räume offenbart, daß der Vater eines Kindes der biologische Erzeuger sein kann, aber keineswegs sein muß; ebenso kann als Vater z. B. der offizielle Liebhaber der Frau, ein bestimmter Mann aus dem Clan, ein Bruder oder Onkel (mütterlicher oder väterlicherseits), ein als unfruchtbar geltender Greis, eine sterile Frau, eine Gottheit etc. fungieren.⁹ Mögen solche Aufzählungen schwerlich Anspruch auf Vollzähligkeit erheben können, so erschüttern sie doch auf jeden Fall unsere vermeintliche Gewißheit darüber, welche Personen eigentlich nur als Vater in Frage kommen: nämlich bevorzugt derjenige Mann, der biologisch abgesichert als der Erzeuger eines Kindes identifiziert ist und somit auch im juristischen Sinn seine Rechte und Pflichten gegenüber Mutter und Kind klar abzugrenzen sind. Und sie illustrieren damit anschaulich die kulturelle Vielfalt möglicher Lösungen für jenes dahinter stehende, jenseits wohlfahrtsstaatlich-moderner Sozialsysteme so universale wie für die Mutter-Kind-Beziehung existentiell wichtige Problem einer stabilen und verlässlichen Zuordnung weiterer Bezugspersonen. Aber mit solchen Hinweisen allein erhält man noch keinen Aufschluß darüber, *wie* im weiteren Verlauf nach der Geburt ›das Väterliche‹ gegenüber Kind und Mutter, in der Familie oder im Clan, in der Dorfgemeinschaft oder in der Gesellschaft verwirklicht wird. Und tatsächlich: So wenig solche ethnologischen Anfechtungen unsere heutige westlich-abendländische Vatergewißheit bezüglich der Person des Vaters einerseits irritieren, scheint andererseits das alte, patristische Problem des ›Pater sem-

per incertus« in einem abgewandelten Sinne aktueller denn je: eben nicht mehr als Unsicherheit darüber, wer der leibliche Vater eines Kindes ist, sondern als Verunsicherung darüber, wie die soziale Plastik ›Vaterschaft‹ auszufüllen sei.¹⁰ Um dieser Verunsicherung – von wem als Krise wie wahrgenommen? – genauer auf die Spur zu kommen, braucht es als heuristisches Werkzeug eine analytische Unterscheidung verschiedener Dimensionen von Vaterschaft.

Zum einen existieren in jeder Gesellschaft für die Frage nach dem ›wie‹ des Väterlichen nicht nur zu beachtende strukturelle Rahmenbedingungen (z. B. dominante Wirtschaftsweisen, Rechtssysteme etc.), sondern vor allem auch Wertvorstellungen als kollektive Leitbilder und Idealvorstellungen zu Vaterschaft (eingebettet in Wertesysteme zu Männlichkeit, Weiblichkeit, Mutterschaft, Familie etc.), die als *Vaterbild(er)* gleichsam den kulturell jeweils zuhandenen Wissensvorrat und Deutungshorizont für konkret auszugestaltende, erlebte bzw. erfahrene Vaterschaft bilden. Davon analytisch abzugrenzen ist die *Vaterrolle*, die vor dem Hintergrund jeweils präformierend wirkender Vaterbilder den Komplex an Erwartungen und Verhaltensweisen bezeichnet, die dem Mann als Vater in der Familie, in der Arbeitswelt usw. entgegengebracht bzw. abgefordert werden, wobei die konkrete alltagspraktische Ausgestaltung der Vaterrolle in Orientierung an und aktiver Auseinandersetzung mit den die Rollenerwartungen vermittelnden Akteuren (Mutter und Kind(er), Verwandte, Freunde etc.) erfolgt. In diese interaktive Ausgestaltung seiner Vaterrolle gehen für den Mann allerdings neben den von außen an ihn als Vater herangetragenen Rollenerwartungen auch seine eigenen Wünsche, Vorstellungen und Selbstdeutungen ein, die als *Vateridentität* seine mehr oder weniger intensive Identifizierung mit seiner Vaterschaft als wiederum mehr oder weniger selbstreflexive Übernahme der Vaterrolle kennzeichnen. Denkt man diese eng aufeinander verweisenden, aber analytisch zu trennenden Dimensionen von Vaterschaft dynamisch über die Zeit hinweg, so verweist die erste ganz allgemein auf die soziokulturelle Entwicklung z. B. im Zuge gesellschaftlicher Modernisierungsprozesse in westlichen Gesellschaften (als Wandel von Vaterbildern); die zweite auf den Familienzyklus bzw. auf die familiäre Entwicklung und den damit verbundenen Änderungen der Rollenerwartungen und -praxis (z. B. Möglichkeiten und Grenzen der Ausgestaltung der Vaterrolle bei einem 9-Monate-alten Säugling im Vergleich zu einem Teenager, der sich gerade mit dem Problem der Berufswahl konfrontiert sieht); und die dritte auf die biographische Entwicklung des Mannes bzw. Vaters vor dem Hintergrund lebenslanger Sozialisationsprozesse und damit verbundener Kontinuitäten und Transformationen in seinem Selbstbild (wie definiere ich mich selbst als Mann, als Partner meiner Frau, als Vater meines Kindes?).¹¹

3. Vaterbilder: Vom ›pater familias‹ zum ›unsichtbaren Vater‹

Schon diese einfache begriffliche Differenzierung zeigt, daß jene heute so eingängige Rede von der Vaterkrise zunächst vor allem auf das Vaterbild abstellt, wie dies, stellvertretend für viele Diskussionsbeiträge, vielleicht am prominentesten Mitscherlich mit seiner Diagnose verdeutlicht. Den von ihm kritisierten Weg in die ›vaterlose Gesellschaft‹ charakterisiert vor allem das Erlöschen eines Vaterbildes, »das im Wesen unserer Zivilisation selbst begründet ist und das die unterweisende Funktion des Vaters betrifft: Das Arbeitsbild des Vaters verschwindet, wird unbekannt.«¹² Das Auseinanderklaffen von Arbeitswelt und familiärer Welt mit all seinen Folgeerscheinungen, welches dem Vater die Möglichkeit der konkreten Ausgestaltung seiner Vaterrolle als verbindliche, anschauliche väterliche Unterweisung des Kindes im täglichen Leben raubt, in Verbindung mit seinem fragmentarischen Auftauchen in der kindlichen Lebenswelt als strafendes Schreckgespenst, führt zu jener ›Entleerung‹ von väterlicher Autorität, welche die Kinder (vor allem die Söhne) in die Arme anderer, Orientierung gebender Sozialisationsinstanzen treibt (z. B. *peer groups*). Der von Mitscherlich beschriebene ›unsichtbare Vater‹ bezeichnet demnach weniger den konkreten, in der alltäglichen Lebenswelt des Kindes abwesenden Vater als Ursache der Vaterkrise, sondern letztlich die Aushöhlung und schließlich den Verlust eines Vaterbildes als kulturellen Prozeß, der Hand in Hand geht mit der gesellschaftlichen Entwicklung einer zunehmenden Rationalisierung und Differenzierung vor allem im ökonomischen Bereich. Fraglich ist hierbei allerdings, ob in dieser Sichtweise die Perspektive der Kinder (vor allem der Töchter) angemessen aufgehoben ist und auch inwieweit sich die Väter selbst als solche ›Schattenväter‹ wahrnehmen. Darüber hinaus bleibt die Bedeutung der Mütter in diesem Prozeß weitgehend ausgeblendet. Doch ohne an dieser Stelle eine genauere Diskussion von Mitscherlichs Analysen leisten zu können, zeigt bereits diese oberflächliche Einordnung einen zentralen Sachverhalt in der Vaterkrisen-Debatte: Am eingängigsten erscheint uns die Krise von Vaterschaft als Krise des Vaterbildes, indem wir unserer heutigen Wahrnehmung und Bewertung von Väterlichkeit als Bezugspunkt eine ›Väterlichkeit, wie sie früher war‹ entgegensetzen. Anders gesagt: Die Plausibilität solcher Argumentationen beruht nicht zuletzt auf den Grundzügen jener historischen Entwicklungslinien, welche die Geschichte des Vaters (besser: des jeweils dominanten Vaterbildes) seit der Antike markieren und deren Kern das lateinische Wort ›pater‹ umschreibt, das neben der Erzeugung eines Kindes vor allem die ›patria potestas‹ (väterliche Gewalt) des ›Hausvaters‹ als Ausgestalten von Vaterschaft im Sinne einer umfassenden Verantwortung für und Herrschaftsgewalt über die gesamte Hausgemeinschaft umfaßte.

Bis zum Mittelalter dominierte dieses Bild des *pater familias*, das – orientiert und legitimiert am Vorbild Gottes – die weltliche Macht im Vater zentrierte und die Reichweite väterlicher Macht auch jenseits leiblicher Vaterschaft qua Herrschaftsanspruch über die gesamte Hausgemeinschaft begründete. Zwar mag die Mutter als *mater familias* den Alltag der heranwachsenden Kinder entscheidend (mit-) bestimmt haben, doch sie bleibt symbolisch unter der Herrschaft des Vaters subsumierbar. Auch wenn oberflächlich betrachtet das Konzept des *pater familias* bis in das 19. Jahrhundert fortzubestehen scheint, so beginnt in der Neuzeit die kontinuierliche Transformation dieses Vaterbildes parallel zu den Veränderungen der Familienstrukturen (die Entwicklung der bürgerlichen Familie, die Trennung von Arbeitswelt und Familienwelt, Entstehung der für die bürgerliche Gesellschaft zentralen Aufspaltung des gesellschaftlichen Raums in eine öffentliche und private Sphäre etc.). Der sukzessive Abbau der hausväterlichen Machtposition basiert dabei auf der Entlastung der Familie (als Sippe, Clan, Hausgemeinschaft) von Schutzfunktionen, dem Verlust ihrer Bedeutung als Arbeitsorganisation sowie der Substitution von Hilfs- und Vorsorgefunktionen durch andere Institutionen bis hin zu Erziehung und Ausbildung der Kinder; mehr noch: mit der ›Entdeckung des Kindes‹ (im Sinne einer Neubewertung von Kindheit) nimmt langsam ein kultureller Bedeutungszuwachs der Mutter seinen Anfang, in dem immer deutlicher ihr die konkrete Betreuung des Kindes in seiner sich zunehmend von der Erwachsenenwelt ausdifferenzierenden Kinderwelt zugeschrieben wird. Und so läßt sich für die hier nur grob angedeutete, allseits bekannte und als ›Referenzgeschichte‹ für die aktuelle Vaterkrise dienende historische Entwicklung resümieren: »Im 19. Jahrhundert hatten die Väter bereits einen großen Teil ihrer bis dahin wichtigen Erziehungsfunktionen auf die Mütter übertragen und zu einem anderen Teil an staatliche, hoch organisierte Institutionen abgegeben, die allerdings auch mit dem Anspruch auf väterliche Autorität ihre Funktion ausübten.«¹³

So wenig uns eine solche historische Skizze Aufschluß geben kann über die jeweils konkrete alltagspraktische Ausgestaltung der Vaterrolle oder gar über die Selbstbilder von Vätern in ihrer Beziehung zu ihren Kindern und deren Mütter, enthält sie mit Blick auf ein soziologisches Verständnis der aktuellen Vaterkrise aber doch zumindest zwei zu beachtende Aspekte: Zum einen setzen sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts langsam neue Geschlechtsrollen-Definitionen durch, die sich nicht mehr an den *sozialen Funktionen* der Geschlechter orientieren und darin die Geschlechterdifferenz legitimieren, sondern welche die Differenzen den Geschlechtern *als biologisch determinierte Wesenheiten* zuweisen: die Frau ist von da an qua biologischer Ausstattung als Mutter zuständig für Kinder und Familie, der Mann als Versorger und Ernährer seiner Familie ist zuständig für den

außerhäuslichen Berufsbereich. Diese uns heute als ›traditionelle Geschlechtsrollenstereotypen‹ bekannte ›Neu-Definition‹ der Geschlechterdifferenz zurret das Frau-sein auf der biologischen Option ›Mutterschaft‹ fest (mit all den damit einhergehenden Zugewinnen und Begrenzungen aus damaliger und heutiger Sicht), während Mann-sein sich dagegen *nicht* primär auf die biologische Option ›Vaterschaft‹ gründet, sondern auf dem Mann ›von Natur aus zukommende‹ Fähigkeiten, die ihn für den außerhäuslichen Bereich prädestinieren – wenngleich zunächst im bürgerlichen Familienideal primär zum Wohl seiner Familie gedacht, so doch gerade darin bereits als *prinzipiell ersetzbar* angelegt. Der zweite wichtige Aspekt hängt damit direkt zusammen: Den Weg ins 20. Jahrhundert markiert im Hinblick auf das Vaterbild eine Säkularisierung und Entpersonalisierung der ehemals umfassenden väterlichen Herrschaft des Hausvaters, die – wie in obigem Zitat angedeutet – gleichwohl lange Zeit auf ›väterlicher Autorität‹ aufsitzt, aber diese zunehmend auf den Bereich der ›Kleinfamilie‹ begrenzt und dort den Vater selbst nur noch als Stellvertreter der transzendenten, übergeordneten, abstrakten ›väterlichen Macht‹ (von Kirche, weltlichem Herrscher, Staat) konzipiert. Somit transformiert sich die konkrete ›Vergemeinschaftung‹ der Gesellschaftsmitglieder, basierend auf Blutsverwandtschaft, leiblicher Abkommenschaft und zentriert um die direkte Herrschaftsgewalt über sämtliche ›Haus-Angehörigen‹, mit der der autarken *pater familias* letztlich nur Gott gegenüber Rechenschaft abzulegen hatte, hin zu einer abstrakten Form von ›Vergesellschaftung‹, in der der Vater zunächst alltagspraktisch und schließlich auch als kulturelles Konzept (zumindest aus Sicht der Gesellschaft) in dem Moment überflüssig wird, in dem dem Bereich Familie keinerlei, über die frühkindliche Betreuung hinausweisende, sozialintegrative Bedeutung mehr zukommt. Was sich damit letztlich hinter der ›Krise des Vaters‹, wie sie Mitscherlich u. a. in ihrer historischen Referenzialität formulieren, verbirgt, ist grundsätzlich eine sich verschiebende Bedeutung, die der Familie im Zuge gesellschaftlicher Modernisierungsprozesse im Hinblick auf sich verändernde ›Vergesellschaftungsmodi‹ zukommt, und deren Symptome, *nicht* Ursachen, (unter anderem) in dem (als krisenhaft beklagten) Wandel von Vaterschaft zu sehen sind.

4. Die Väter bleiben, aber Vaterschaft verschwindet? – Zur Entfamilialisierung des Mannes

Ausgehend von diesen beiden Hinweisen – der prinzipiellen Ersetzbarkeit der Vaterfunktionen und der Bedeutungsverschiebung der Familie als sozialer Integrationsinstanz – eröffnet sich jetzt ein differenzierteres Bild zur

aktuellen Situation von Väterlichkeit. Präzisiert man die Vaterrolle anhand ihrer Teilkomponenten, so lassen sich heute – nach dem Wegfall von religiösen oder juristischen Aspekten, die dem Vaterbild des *pater familias* noch zugehörten und denen konkret die Möglichkeit zur Rechtsprechung durch den Vater oder der Vollzug von religiösen Zeremonien entsprach – im wesentlichen folgende Aspekte nennen: der Vater als Erzeuger, als Ernährer und Versorger, als Beschützer, als Erzieher und Betreuer, als Freizeitkamerad.¹⁴ Maria S. Rerrich folgend haben sich in der Väter-Diskussion seit den 80er Jahren auf symbolischer Ebene anstelle des einen, entleerten, zerbrochenen, verschwundenen Vaterbildes des *pater familias* drei, voneinander zu unterscheidende kollektivierte Vorstellungen zum Väterlichen ausdifferenziert mit jeweils verschiedenen Grundannahmen, divergierenden symbolischen Bedeutungen und unterschiedlichen alltagspraktischen Rollenwahrnehmungen.¹⁵

Der ›*traditionelle Vater*‹ – oft bewertet als kümmerliches Relikt des *pater familias* und im Brennpunkt der Vaterkritik seit den 60er Jahren – repräsentiert symbolisch zwar noch Macht, Autorität und öffentliche Kompetenz, die er alltagspraktisch aber kaum noch einlösen kann, da seine hauptsächliche Aufgabe im Gelderwerb für die Familie besteht. Die hinter diesem Vaterbild stehenden Grundannahmen liegen in einer biologisch vorgegebenen Mutter-Kind-Bindung, in der ständigen Anwesenheit der Mutter für eine adäquate Kinderversorgung, wie auch in hierarchisch, nach Geschlecht und Alter geordneten Beziehungen in der Familie, in denen der Vater als Familienoberhaupt sowie als Ernährer und Beschützer der Mutter-Kind-Dyade in Erscheinung tritt.

Der ›*partnerschaftliche Vater*‹, seit den 70er Jahren in der Diskussion, ist in seiner symbolischen Bedeutung für das Kind mehr Vorbild, Förderer und Interaktionspartner, während er im Alltag neben seinem traditionellen Aufgabenbereich seinen Kindern auch als Freizeitkamerad, Spielgefährte und aktiver Erzieher gegenübertritt. Die impliziten Grundannahmen dieser Perspektive bestehen aus einer sozial überformten, nicht biologisch festgeschriebenen Mutter-Kind-Beziehung, in der Vorstellung, daß beide Elternteile für eine gelungene kindliche Entwicklung gleichermaßen wichtig sind, einer flexiblen Geschlechtsrollenteilung im Sinne eines partnerschaftlichen Interaktionsschemas und darin, daß der Vater neben der Sicherung des Lebensunterhaltes auch in alltäglichen Interaktionen für das Kind verfügbar sein sollte.

Der ›*neue Vater*‹ hingegen thematisiert vor allem die Bedeutung von Vaterschaft für die Väter selbst, indem die Erfahrungen im Umgang mit Kindern aus der Sicht der Männer aufgearbeitet wird und dabei auch und insbesondere ehemals weibliche Erfahrungsbereiche wie Schwangerschaft, Entbindung oder Säuglingspflege aufgegriffen werden. Die symbolische

Qualität dieser häufig als androgyn bezeichneten Konzeption von Vater-schaft erfährt insofern eine kontroverse Bewertung, als von einigen Auto-ren ein genuin männlicher Beitrag zur kindlichen Sozialisation negiert wird, andere aber versuchen, die Konturen einer ›neuen Väterlichkeit‹ zu formen, die inhaltlich klar von Mütterlichkeit abgegrenzt werden kann. Die darin enthaltenen Grundannahmen differieren ganz erheblich von den vorangegangenen Konzeptualisierungen, zumal in der alltagspraktischen Bedeutung zwischen Vater und Mutter, abgesehen von biologischen Vor-gegebenheiten wie dem Gebären und Stillen, keinerlei Unterschied ge-macht wird: Zum einen betont dieses Vaterbild, die Bindungen zwischen Eltern und Kindern seien ausschließlich sozial determiniert und die Auf-teilung und Wahrnehmung der familialen Rollen ist Aushandlungssache der Individuen, wobei eine traditionelle Rollenverteilung dabei zwar grundsätzlich möglich, aber nicht wünschenswert sei. Zum anderen braucht das Kind für eine gelungene Entwicklung einen stabilen emotiona-len Bezugsrahmen, der aber von Mutter und Vater oder auch von anderen, an der Kinderpflege beteiligten, Personen gewährleistet werden kann.

Trotz der vielfältigen Facetten und augenscheinlichen Differenzen in diesen drei, z. T. konkurrierenden und sich widersprechenden Vaterbildern lesen sich jedoch die *Möglichkeiten der konkreten alltagspraktischen Aus-gestaltung* der damit jeweils verbundenen Teilaspekte der Vaterrolle in der Zusammenschau (wohl nicht nur für Männer) recht ernüchternd: Denn – so ließe sich erstens argumentieren – insbesondere die drei ersten Rollen-komponenten des Erzeugers, Ernährers bzw. Versorgers und Beschützers, die in vielen Kulturen den Kern der jeweiligen Konzeption von ›Männlich-keit‹ umfassen, haben insgesamt nicht nur massiv an symbolischer Bedeu-tung verloren, sondern auch an alltagspraktischer Relevanz eingebüßt. Er-zeuger eines Kindes oder besser noch: vieler Kinder zu sein, mag heute wirklich nicht mehr unbedingt für jeden Mann ein zentrales Ziel in seiner eigenen Biographie sein; aus heutiger Sicht erscheint es auch zunehmend unsinnig, infolge weiblicher Erwerbstätigkeit die alleinige Ernährer- und Versorgerfunktion für die Familie ins Zentrum des Mann- und Vater-seins rücken zu wollen; und die Beschützerfunktion wird – wenn überhaupt notwendig – mittlerweile ja nahezu ausschließlich von staatlichen Instan-zen ausgefüllt. Zweitens: Die auf ›leerer Autorität‹ beruhende und dadurch bereits ausgehöhlte Erzieherfunktion des Vaters als ›letzter Erziehungsins-tanz‹ karikiert sich – wie aktiv auch immer konkret ausgestaltet – nicht zu-letzt aus der Perspektive der Kinder schon dadurch selbst, als deren kon-kreter Lebensalltag von den ersten Lebenstagen an bis weit in die Schule hinein vor allem und überwiegend von weiblichen Bezugspersonen bevöl-kert wird, die nicht nur konkrete Betreuungs-, sondern eben auch die all-tägliche Erziehungsarbeit leisten. Und damit gelangt man drittens zu den

historisch gesehen relativ neuen Komponenten der Vaterrolle: die direkte Betreuung vor allem von Säuglingen und Kleinkindern (also z. B.: Säuglingspflege, Essenkochen, Körperpflege, Pflege bei Krankheit etc.) sowie die Funktion als Spiel- und Freizeitkamerad. Hierzu läßt sich der Schluß ziehen, daß eigentlich nur letzteres – also Spiel und Freizeitgestaltung mit den Kindern – eine breitere und uneingeschränkte Akzeptanz bei heutigen Vätern genießt. Die alltägliche Betreuungsarbeit hingegen wird, wenn überhaupt, immer noch nur von einer fast verschwindend geringen Minderheit von Vätern praktiziert, zumindest wenn man die dafür gängigen Indikatoren in Anschlag bringt wie Rollenwechsel zum Hausmann, teilzeitarbeitende Väter oder Inanspruchnahme von Erziehungsurlaub durch Männer.

Eine solche, pessimistische Einschätzung der konkreten Rollenkomponenten dieser Vaterbilder gründet auf dem einhelligen Ergebnis der wenigen vorliegenden repräsentativen Untersuchungen zu Vaterschaft, das kurz und bündig lautet: Der ›neue Vater‹ ist (statistisch gesehen) schlichtweg nicht nachweisbar. Während in den 60er Jahren die Selbstauskünfte der Männer noch eine deutliche Sprache des traditionellen Väterverständnisses aufwiesen (mit den entsprechenden Rollenzuweisungen an die Ehefrauen und Mütter), läßt sich für die 80er und 90er Jahre bei den Männern zwar eine höhere Akzeptanz für eine Rhetorik des ›partnerschaftlichen Vaters‹ feststellen, der aber alltagspraktisch kaum Taten folgen. Im Klartext: Männer reden von partnerschaftlicher Rollenaufteilung, vor allem die Hausarbeit bleibt jedoch den Frauen, und dies bezeichnenderweise durchaus auch und gerade dann, wenn sie als Mütter gleichzeitig noch erwerbstätig sind. Die wenigen, bis dato verfügbaren (qualitativen) Studien zu ›neuen Vätern‹ (als Hausmänner oder teilzeitarbeitende Väter) legen sogar nahe, daß auch dort die Väter sich zwar verstärkt der Betreuung des Kindes zuwenden, die Hausarbeit aber im Verantwortungsbereich der Mütter verbleibt. Von einer umfassenden Vaterkrise bei den Männern, ausgedrückt in einer breiten Problematisierung von Vaterschaft und ausweisbar anhand von Verunsicherungen im eigenen Vater-sein, war bzw. ist – zumindest entsprechend ihren Äußerungen – wenig zu spüren.¹⁶

Das mag vielleicht an den Untersuchungsansätzen liegen, die anstelle von Selbstdefinitionen von Vätern in Relation zu den Deutungen und Bewertungen *ihrer* Partnerinnen und *ihrer* Kinder die Einstellungen ›der Männer (Väter)‹ mit denen ›der Frauen (Mütter)‹ konfrontieren und biographische Aspekte aufgrund ihres methodischen Designs weitgehend vernachlässigen (müssen). Vielleicht liegt es aber auch daran, daß Väter in ihrer Selbstwahrnehmung, in ihrer Vateridentität in der Regel vielleicht gerade keine Krise *ihrer* Vaterschaft wahrnehmen (bei allem bzw. vielem was sie tun, halten sie sich überwiegend vielmehr für gute Väter), da je nach

Idealbild von einem ›guten Vater‹, z. B. als Versorger und Ernährer, das berufliche Engagement in ihrer Perspektive (und womöglich sogar in der Deutung ihrer Lebenspartnerin) als Schlüssel zur Verwirklichung eines gelungenen Vater-seins betrachtet wird, ganz anders als z. B. für jene Väter, die eine direkte Kind-Betreuung durch den Vater als zentral erachten. Was dann von solchen Männern wahrgenommen wird, mögen verschiedene Probleme und Konflikte im eigenen Lebensalltag sein, die aber *nicht* zwingend mit einer (öffentlichen) Krisendiskussion über Väterlichkeit verbunden und in diesem Deutungskontext auf das eigene Vater-sein bezogen werden müssen.

Unterzieht man eine solche Zustandsbeschreibung einer vorsichtigen kultursoziologischen Interpretation, ließe sich die Vermutung formulieren, daß Vaterschaft zwar als kulturelles Konzept verlorengeht, weil infolge des zugeschriebenen Funktionsverlustes des Vaters die *kulturelle und institutionelle* Kontextualisierung und Verbundenheit von gelebter Vaterschaft sich auflöst, ohne daß damit die Väter von der Bildfläche verschwinden würden. Die zu formulierende These mit Blick auf die Krise von Vaterschaft lautet also: Hier vollzieht sich als gesellschaftliche Entwicklungstendenz eine Entfamilialisierung des Mannes, indem dieser *als kulturelle Kategorie* aus seiner *direkten Verantwortung für die Gemeinschaft* entlassen wird. Die Folgen einer solchen Entwicklung für die Männer selbst, für die Frauen, für die Kinder (die zukünftigen erwachsenen Männer und Frauen) mögen vielfältig und durchaus ambivalent sein. Eine zu beachtende Gefahr dieser ›Entgemeinschaftung‹ des Mannes liegt allerdings womöglich darin, daß sich Männer immer noch mehr und nur mehr noch um ›die Gesellschaft‹, um ›die Politik‹, um ›die Wirtschaft‹ – um ›das Abstrakte‹ – kümmern, und zwar dann eben nicht einmal mehr als Männer, die zumindest von ihrem Privatbereich her noch einen erfahrbaren Deutungsbezug zu Frauen und Kindern haben, auch wenn dieser noch so mager ausfallen mag, sondern die nur noch in abstrakten Kategorien von ›Menschen‹, ›Organisationen‹, ›Zahlen‹, ›Kosten-Nutzen‹ etc. denken und handeln. Männer werden sich zwar auch in Zukunft mehr oder weniger, auf ganz unterschiedliche oder in typischer Art und Weise darum bemühen, die soziale Plastik von ›Väterlichkeit‹ auszufüllen, indem sie – in einer derzeit noch verschwindend geringen, aber vielleicht wachsenden Zahl – Windeln wechseln, Baby-Brei-Kochen, Erziehungsurlaub nehmen, Teilzeit-Arbeitsplätze beanspruchen, oder – gegenwärtig jedenfalls in der überwiegenden Mehrheit – Sonntagsnachmittags mit dem Kinderwagen auf den Fußballplatz gehen und dabei von sich selbst behaupten, gute Väter zu sein. Mit dem Verschwinden von Vaterschaft als kulturellem Konzept jedoch vollzieht sich die *symbolische* Entfamilialisierung des Mannes – gleichviel wie weit sie alltagspraktisch z. B. aus Sicht von Frauen schon immer exi-

stierte oder wie sie aus der Sicht von sogenannten ›neuen Vätern‹ unbedingt vermieden werden sollte.¹⁷

5. Zukunftsszenarien von Väterlichkeit: Welche und wessen Krise(n)?

Wenn diese Interpretation plausibel ist, dann stellt sich die Frage nach der Zukunft von Vaterschaft im neuen Jahrtausend drängender denn je, denn mir scheint der Gedanke nicht abwegig, daß jene, dem einen oder anderen Beobachter mitunter als müßig vorkommende Suche nach dem symbolischen Gehalt und der alltagspraktischen Gestalt von Väterlichkeit in ihrer gesellschaftlichen Bedeutung verkannt wird – zumindest solange, wie sie ausschließlich als (ideologisch vorbelastete) ›Frauenfrage‹ (im Sinne von mehr oder weniger Gleichberechtigung in Beruf und Familie etc.) thematisiert und damit vor allem von Männern entlang einer oberflächlichen Gleichstellungsrhetorik schnell ad acta gelegt werden kann. Sicherlich wird es – ein Allgemeinplatz – auch in Zukunft heranwachsende Kinder, Frauen und Männer geben, die sich, in welchen konkreten alltagspraktischen Ausgestaltungen auch immer, als zusammengehörend anhand des Begriffs ›Familie‹ definieren werden. Doch nicht nur das ›wie‹ dieser Ausgestaltung dürfte im nächsten Jahrtausend immer ungewisser werden, sondern auch das ›wer‹ könnte wieder als Problem von Vätern in den Blick kommen. Denn, so warnt uns Sarah, die männlich-kämpferische Mutter des zukünftigen Menschheitsretters John, in *Terminator 2*, während sie den Cyborg T-800, gespielt von Arnold Schwarzenegger, im Spiel mit ihren Sohn beobachtet: Den (in letzter Konsequenz nicht nur) väterlichen Part der Betreuung von Kindern könnte ›venünftigerweise‹ auch jemand ›ganz anderes‹ übernehmen.

»Als ich John mit der Maschine sah, war es mir auf einmal ganz klar. Der Terminator würde niemals aufhören, er würde ihn nie verlassen. Er würde ihm niemals weh tun, ihn niemals anbrüllen oder sich betrinken und ihn schlagen oder behaupten, er wäre zu beschäftigt und hätte keine Zeit für ihn. Er würde immer für ihn dasein. Und er würde sterben, um ihn zu beschützen. Von all den möglichen Vätern, die während all der Jahre gekommen und gegangen waren, war diese Maschine, dieses Ding, der einzige, der den Ansprüchen gewachsen war. In einer wahnsinnig gewordenen Welt war er die venünftigste Alternative.«¹⁸

Damit scheint dann zwar ›Väterlichkeit‹ als kulturelles Prinzip nun keineswegs verschwunden, aber Männer (als männliche Menschen) braucht es zur Verwirklichung dessen, was Vaterschaft hier symbolisch repräsentiert (die Mann-Maschine), nicht mehr. Wer diesen Gedanken als unsinnige Science-Fiction-Phantasie abtut, kann sich auch ›realistischere‹ Zukunfts-

szenarien vergegenwärtigen: Die erste denkbare Maßnahme zur Überwindung der Vaterkrise wäre der Versuch, das Rad der Zeit wieder zumindest soweit zurückzudrehen, daß die bekannte traditionelle Rollenverteilung zwischen Männern und Frauen in Beruf und Familie sich wieder einstellt – ein Weg, der in seiner hohlen Rekonstituierung von traditioneller Vaterschaft so illusorisch wie kaum wünschenswert erscheint. Die zweite Möglichkeit liegt in der einfachen Fortschreibung der bisher wirksamen Entwicklungen, die – wie formuliert – auf eine ›Entgemeinschaftung‹ des Mannes mit all ihren bislang noch kaum diskutierten Folgen hinausläuft. Dem entgegen halten nicht nur die unverdrossenen Aktivisten einer Männer- und Väterbewegung eine dritte Variante, die zum Ziel hätte, Väterlichkeit und Vater-sein wieder inhaltlich aufzufüllen und kulturell zu reintegrieren – bloß konkret wie?

Viele Vorschläge dazu liegen mindestens seit den 80er Jahren auf dem Tisch, ohne daß sie insbesondere von Männern aufgegriffen worden wären. Auch wenn an dieser Stelle aus Platzgründen statt einer argumentativen Auseinandersetzung nur Andeutungen möglich sind, kommt es m. E. hierbei weniger auf psychologisierende Androgynie-Diskussionen an, wie sie vor allem im Kontext der ›neuen Väter‹ recht kontrovers ausgefochten wurden, sondern auf die Erschließung und Formierung genuin männlicher Bereiche *innerhalb* der Familie und deren institutioneller Absicherung von außen. Denn bei der konkreten Übernahme von Alltagspflichten in Pflege und Betreuung von Kindern geht es in letzter Konsequenz um mehr als nur um das Vaterproblem oder den Geschlechterkampf: Es geht um die Frage, ob wir in Zukunft ›Vergesellschaftung‹ mit all ihren individualisierenden Ansprüchen und individualisierten Anforderungen an die Subjekte zunehmend abstrakten institutionellen Mechanismen überantworten wollen, oder ob wir dazu weiterhin und sogar verstärkt auf stabile, enge personale Bezüge, wie sie in der ihr eigenen Qualität vor allem die Eltern-Kind-Beziehung bieten kann, setzen wollen. Dazu müßte Vaterschaft in ihrem symbolischen Gehalt in einer ›Kultur der Väter‹¹⁹ so bewertet werden, daß die Vateridentität als Teil-Selbst im Selbstkonzept von Männern mit Kindern eine andere Rollenidentitäten dominierende Verankerung findet kann und – parallel dazu – strukturell eine alltagspraktische Rollengestaltung ermöglicht wird, welche die Verwirklichung solcher direkten personalen Bezüge auch erlaubt. Und dafür braucht es wiederum weniger einen Wandel von Familie als vielmehr einen Wandel des Arbeitsbereichs, bei dem es nicht verharmlosend darum geht, in der Wirtschaft familienfreundlichen Unternehmenskulturen das Wort zu reden, die dann in der Praxis als flexible Arbeitszeitregelungen an erster Stelle ökonomischer Rationalität geschuldet und vor allem für Frauen gedacht, gemacht und von ihnen wahrgenommen werden, um ihre ›Familienbezogenheit‹ mit den Anforde-

rungen der Erwerbstätigkeit in Einklang zu bringen. Solange Männer (mit Kindern) nicht als Väter denken, handeln und entscheiden und ihr Tun damit permanent einer ›Familienfolgen-Abschätzung‹ unterziehen, wird die Entfamiliarisierung des Mannes fortschreiten (auch wenn aus so manchem ›Schatten-Vater‹ bei Sorgerechtsstreitigkeiten dann plötzlich ein Väter-Aktivist wird).

Fassen wir zusammen: Von welcher Krise und wen betreffend sprechen wir also? Ich meine mit ›Krise der Vaterschaft‹ nicht das Abbröckeln männlicher Autoritätspositionen in der Familie, ich meine damit auch nicht solche Väter, die gerne die besseren Mütter wären. Und die Krise der Vaterschaft scheint auch keine Krise ›der Männer‹ zu sein, sondern was Männer als Väter in ihrem Alltag als mehr oder weniger ›problemhaft‹ erleben und erfahren, kann z. B. sein: ein zu hoher Erwartungsdruck im Beruf, zu wenig Zeit für die Familie, zu hohe oder mit eigenen Vorstellungen nicht vereinbare Anforderungen seitens der Lebenspartnerin oder der Kinder, zu wenig Zeit für Hobbys, vielleicht auch ein Ausgeschlossen-sein von der Familie oder eine diffus gefühlte Entfremdung von den Kindern usw. usf. – dieses als ›Krise von Vaterschaft‹ zu bezeichnen, halte ich jedoch solange für irreführend, wie diese Erfahrungen nicht *von den Männern selbst* als *gesellschaftliches Problem*, als *kulturelle Krise* von Vaterschaft bewertet werden, sondern Väter (wenn überhaupt) solche Erfahrungen als individuelles Versagen im eigenen Vater-sein deuten oder als verursacht durch die eigene Partnerin sehen etc. Eine Krise ›der Frauen‹ ist die diagnostizierte Situation hingegen zweifellos, und zwar um so deutlicher, je mehr Frauen eine Vereinbarkeit von Elternschaft mit anderen zentralen Lebensbereichen wie z. B. dem Beruf anstreben und verwirklichen und dabei nicht auf die von ihnen gewünschte und geforderte Unterstützung ihrer Lebenspartner zählen können. Wichtiger erscheint mir allerdings das beiden ›Geschlechterperspektiven‹ Gemeinsame: Bei ihrem mehr oder weniger erfolgreichen oder konflikthafte Leben und Gestalten von ›Familie‹ befinden sich Männer wie Frauen im Kontext einer Kultur, die Elternschaft auf symbolischer Ebene rhetorisch zwar würdigt, praktisch aber diskriminiert, die das Kind heiligt und gleichzeitig dezentriert (aus allen relevanten gesellschaftlichen Bereichen als zentrale Referenz heraushält), die die Entfamiliarisierung des Mannes betreibt und allein den Frauen das Vereinbarkeitsdilemma aufzwingt.

Und die Kinder? Ihre Perspektive ist vielleicht in dieser Hinsicht für uns Erwachsene am einfachsten zu begreifen, wo gerade sie uns doch ansonsten in ihrer Wahrnehmung von Welt so fremd sein können: Sie wünschen sich nicht nur Mütter, sondern wohl alle ein mehr an Vätern! Ich meine, zu ›Vätern der Seele‹ ihrer Kinder können Männer nur dann werden, wenn sie ihre Bedeutung für das Leben der Kinder in deren Alltag vermitteln kön-

nen. Genau diese Möglichkeit – die alltagspraktische Vermittlung ihrer Relevanz für die Kinder – muß eine Gesellschaft als real gelebte Vaterschaft im Sinne eines konkreten und aktiven Ausgestaltens der sozialen Plastik ermöglichen und institutionell absichern, ansonsten bleibt ihre Kultur wirklich ›barbarisch‹.

ANMERKUNGEN

- 1 Entnommen aus: Jakob David, Der Vater in unserer Zeit, in: J. David/B. Hanssler/J. Strobl, Vom Vater in der Familie, Gesellschaft und Kirche. Donauwörth 1960, S. 15.
- 2 Entnommen aus: *Freibeuter, Vierteljahrszeitschrift für Kultur und Politik*, 1986, Nr. 29, S. 70.
- 3 A. Mitscherlich, Der unsichtbare Vater. Ein Problem der Psychoanalyse und Soziologie, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 7 (1955), S. 188–201; Ders., Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft. München¹¹ 1980 [1963].
- 4 L. Böhnisch, Über die alten und die neuen Väter, in: Ders./A. Lenz (Hrsg.), Familien. Eine interdisziplinäre Einführung. Weinheim 1997, S. 157 ff.
- 5 E. Schmitter, Zeitgemäße Physiologien – Der Vater, in: *Süddeutsche Zeitung* Nr. 190 v. 19./20. August 1995, S. 13.
- 6 Vgl. im anglo-amerikanischen Sprachraum z. B. W. Marsiglio (ed.), *Fatherhood. Contemporary Theory, Research, and Social Policy*. London 1995; R. Palkovitz, The ›Recovery‹ of Fatherhood, in: A. Carr/M. S. van Leeuwen (eds.), *Religion, Feminism, and the Family*. Louisville 1996, pp. 310–329; in Deutschland z. B. W. E. Fthenakis (Hrsg.), *Väter. Zur Psychologie der Vater-Kind-Beziehung*, 2 Bde. München 1985; Ders., ›Neue Väter‹ – Einige Anmerkungen zur gegenwärtigen Vaterforschung, in: L. A. Vaskovics (Hrsg.), *Familie. Soziologie familiärer Lebenswelten (Soziologische Revue, Sonderheft 3)*. München 1994, S. 170–178; T. Knijn, Hat Vaterschaft noch eine Zukunft? Eine theoretische Betrachtung zu veränderter Vaterschaft, in: L. C. Armbruster/U. Müller/M. Stein-Hilbers (Hrsg.), *Neue Horizonte? Sozialwissenschaftliche Forschung über Geschlechter und Geschlechterverhältnisse*. Opladen 1995, S. 171–192; D. Lenzen, Vaterschaft. Vom Patriarchat zur Alimentation. Reinbek 1991 (bes. S. 244 ff.); K. Leube, Neue Männer, neue Väter – neue Mythen, in: Deutsches Jugendinstitut (Hrsg.), *Wie geht's der Familie?* München 1988, S. 145–154.
- 7 So z. B. der Programmspruch auf der Rückseite der Einladungsbroschüre zu den ›Münchener Vätertagen‹ vom 13. bis 20. Oktober 1996, veranstaltet von div. Vereinen und Familienbildungsinstitutionen.
- 8 H. Schweizer, Strukturwandel der Vaterrolle in der häuslichen Gruppe: ›Neue Väter?‹, in: Katholische Fachhochschule Norddeutschland (Hrsg.), *Sinnfragen sozialer Arbeit*. Hildesheim 1986, S. 93.
- 9 G. Delaisi de Parseval, Was wird aus den Vätern? Künstliche Befruchtung und das Erlebnis von Vaterschaft. Weinheim 1985 (bes. S. 11–61).
- 10 Vgl. M. S. Rerrich, Was ist neu an den ›neuen‹ Vätern, in: H. Keupp/H. Bilden (Hrsg.), *Verunsicherungen – Das Subjekt im gesellschaftlichen Wandel*. Göttingen 1989, S. 93 ff.
- 11 Vgl. W. Schneider, Die neuen Väter – Chancen und Risiken. Zum Wandel der Vaterrolle in Familie und Gesellschaft. Augsburg 1989 (bes. S. 13–35).
- 12 A. Mitscherlich, Auf dem Weg, a. a. O., S. 177.
- 13 D. Rünzler, Vater-Sein. Veränderungen im mitteleuropäischen Vaterbild von der Neuzeit bis zur Gegenwart, in: E. Vavra (Hrsg.), *Familie – Ideal und Realität (Katalog zur Nieder-*

österreichischen Landesausstellung '93 im Barockschloß Riegersburg). Horn 1993, S. 24; vgl. auch z. B. H. Macha, Die Renaissance des Vaterbildes in der Pädagogik, in: *Pädagogische Rundschau* 45 (1991), S. 199 ff.; H. Tellenbach (Hrsg.), Das Vaterbild im Abendland, 2 Bde. Stuttgart 1978.

14 Vgl. W. Schneider, a. a. O., S. 64 ff.

15 Vgl. M. S. Rerrich, Alle reden vom Vater – Aber wen meinen sie damit? Zur Differenzierung des Vaterbildes, in: Sektion Frauenforschung in den Sozialwissenschaften in der DGS (Hrsg.), Frauenforschung. Beiträge zum 22. Deutschen Soziologentag in Dortmund 1984. Frankfurt/Main 1985, S. 223 ff.

16 Vgl. hierzu z. B. H. Boeven, Teilzeitbeschäftigte Männer und Hausmänner – eine neue Form partnerschaftlichen Zusammenlebens, in: E. Brähler/A. Meyer (Hrsg.), Partnerschaft, Sexualität und Fruchtbarkeit. Beiträge aus Forschung und Praxis. Berlin 1988, S. 33–45; H. Pross, Die Männer. Reinbek 1978; S. Metz-Göckel/U. Müller, Der Mann. BRIGITTE-Untersuchung '85. Weinheim 1986; S. Metz-Göckel, Väter und Väterlichkeit. Zur alltäglichen Beteiligung der Väter an der Erziehungsarbeit, in: *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie* 8, 4 (1988), S. 264–280; H. Seehausen, Familie – Arbeit – Kinderbetreuung. Berufstätige Eltern und ihre Kinder im Konfliktdreieck. Opladen 1995; B. Strümpel/W. Prenzel/W. Scholz/A. Hoff, Teilzeitarbeitende Männer und Hausmänner. Motive und Konsequenzen einer eingeschränkten Erwerbstätigkeit von Männern (*Beiträge zur Sozialökonomik der Arbeit* 16). Berlin 1989; P. M. Zulehner/R. Volz, Männer im Aufbruch. Wie Deutschlands Männer sich selbst und wie Frauen sie sehen. Ostfildern 1998.

17 Vgl. hierzu auch D. Lenzen, a. a. O., S. 252 ff.

18 Zit. nach A. Schmitz, »Die Mann-Maschine« – Zur gesellschaftlichen Konstruktion von Männlichkeit im Kinofilm. Eine soziologische Filmanalyse des *Terminator 2* (unveröff. Diplomarbeit). München 1996, S. 108.

19 Vgl. H. J. Helle, Verlust des Wertkonsenses: Vielfalt der Familienformen, in: Deutsche Liga für das Kind (Hrsg.), Familienpolitische Defizite unseres sozialen Systems. München 1984, S. 49 ff.